



LESE
PROBE

Statt

aus dem

ROMAN

Fenster

ANNA
KATHARINA
SCHEIDEMANTEL

zu

pola

schauen



© Charlotte Wulff

ANNA KATHARINA SCHEIDEMANTEL (1995) machte in der Nähe von Stuttgart Abitur. Anschließend lebte sie in den Niederlanden, Belgien, Großbritannien und den USA. Nach ihrem Master in Politikwissenschaften sammelte sie Berufserfahrung bei internationalen Organisationen sowie bei einem sozialen Start-up. Inzwischen wohnt sie in Berlin, wo sie zwar einen Balkon hat, aber leider keinen Platz für Hühner.

Ich schiebe das Fahrrad am Ortsschild vorbei, die Straße entlang, vorbei an Häusern, deren Vorgärten jetzt schon ein bisschen weniger ordentlich gestutzt aussehen. Zwischendurch checke ich noch mal mein Handy, um sicherzugehen, dass ich nicht in die falsche Richtung laufe. Das weiß man bei Google Maps nie so genau. Aber der blaue Punkt bewegt sich in die Richtung des roten Pins, wenn auch sehr, sehr langsam.

Für April ist es schon ziemlich warm. Das stelle ich fest, während ich unter meiner Regenjacke zu schwitzen beginne. Ausziehen kann ich sie nicht, dafür ist sie unter zu vielen Lagen Rucksack eingequetscht.

Ein Traktor rollt gemächlich an mir vorbei, hinter ihm ein paar Autos, die keine andere Wahl haben, als im Schneckentempo hinterherzufahren und darauf zu warten, dass sie endlich aufs offene Land kommen, wo sie überholen dürfen. Währenddessen bleibt ausreichend Zeit, mich genüsslich zu mustern. Es sind vier. Ich schaue in keins der Autos, bin mir aber sicher, dass alle vier Fahrer mich auslachen.

Dabei wissen sie nicht mal, dass ich gerade mein ganzes Geld für ein Haus mitten im Nirgendwo ausgegeben habe.

Nach einer halben Stunde bin ich – laut Google Maps – etwa drei Kilometer weit gekommen. Es ist halb drei, also schaffe ich es mit diesem Tempo vielleicht gerade so pünktlich zu meiner Verabredung mit Heinz.

Über den weiteren Weg lässt sich wenig sagen, außer dass er weit ist und lange dauert und ich sehr viel Zeit dafür finde, mich selbst zu verfluchen. Warum, Sophie, warum bist du hier, auf einer verlassenen Landstraße in einem Bundesland, durch das du allenfalls mal durchgefahren bist, auf dem Weg zur Ostsee oder so, warum bist du auf diese Idee gekommen, warum kommst du überhaupt auf solche Schnapsideen, warum bist

du nicht in München oder an der Uni oder hast einen richtigen Job, so wie Pauline oder Ina? Warum musst du immer so melodramatisch sein, warum konntest du es nicht dabei belassen, deine Quarter Life Crisis im Club wegzutrinken, warum konntest du nicht das machen, was alle machen? Darin bist du doch eigentlich so richtig gut. Ich denke an meine Eltern, die mir jeden Monat treu Geld überweisen, im Glauben, ich würde es gegen meinen Hungertod und für meine Miete einsetzen oder darauf sparen, Valeria endlich in Italien zu besuchen, oder es wenigstens in irgendwas investieren, was kein zerfallenes Haus im Nirwana ist, Aktien vielleicht oder wenigstens Hautpflegeprodukte. Jedenfalls irgendetwas, was nicht von Asbest befallen ist. Ich denke an das nächste Klassentreffen – Weihnachten – und daran, dass Maximilian dann wahrscheinlich schon promoviert, Anne wieder frisch gebräunt aus Australien kommt und die halbe letzte Reihe, von der man es nie erwartet hätte, dann wahrscheinlich schon gut bezahlte Jobs bei irgendwelchen Banken haben wird, weil sie immer dümmer getan haben, als sie eigentlich sind. Nur ich, ausgerechnet ich, werde dann nichts weiter sagen können als »Ich habe ein Praktikum abgebrochen und ein Haus gekauft«. Und dann denke ich an die enttäuschten und doch leicht schadenfrohen Gesichter, die ich zu sehen bekommen werde. Die Gesichter, die erschreckende Ähnlichkeit haben werden mit dem Gesicht von Tante Elisabeth beim nächsten Familientreffen, wenn sie erfährt, dass ich wohl doch keine Professorin werde und auch nicht in den Bundestag einziehen werde, und das wird sie äußerlich sehr bedauern – »In der Schule warst du doch immer so ein Käpsele« –, und innerlich wird sie Gott dafür danken, dass ich endlich das schwarze Schaf der Familie bin und nicht mehr ihr Sohn Gregor, der immerhin das Chemielabor seiner Schule abgebrannt hat. Ich habe also

große Fußstapfen zu füllen, aber ich habe ja auch großen Mist gebaut.

Drei Stunden sind jedenfalls lang genug, um sich ausführlich Vorwürfe zu machen, so ausführlich, dass ich sogar die Zeit finde, sie in ganzen Sätzen zu formulieren, grammatikalisch korrekt und mit Nebensätzen. Ich denke sogar über die Satzzeichen nach. Einfach nur Punkte? Sind meine Selbstvorwürfe nur Statements, unumstößliche Fakten, die sich so wenig infrage stellen lassen, dass ich sie nicht einmal besonders betonen muss? Oder brauchen sie Ausrufezeichen, damit ich endlich wieder zur Vernunft komme? Oder sind es vielleicht sogar Fragezeichen, Satzenden, die in der Luft hängen, solange ich nicht umkehre und das Weite suche und nie wieder auf meinen Kleinanzeigen-Account schaue? Denn noch ist es nicht zu spät. Ich kann mein Fahrrad zurückschieben, alle fünf oder was weiß ich wie viele Kilometer, in den ICE nach München steigen, die Kleinanzeigen-App löschen und so tun, als wäre das ganze nie passiert, als wäre es nur die schlechteste Episode eines schlechten Traums. Sogar meiner Praktikumsbetreuerin könnte ich sagen, dass ich nur krank war, so krank, dass ich nicht mal eine E-Mail schreiben konnte, um mich zu entschuldigen. Migräne vielleicht. Da sind leuchtende Displays Gift. Nur um meinen Wohnungsschlüssel müsste ich wohl betteln.

Aber ich kehre nicht um. Denn wenn es eines gibt, was ich noch mehr hasse als Kontrollverlust, dann ist es Scheitern. Und nicht mal beim totalen Kontrollverlust möchte ich scheitern.

Also schiebe ich weiter. Und weiter. Und weiter.

Zwischendurch passiere ich ein Wäldchen, in dem es WLAN geben muss. Jedenfalls vibriert mein Handy zweimal. Ich ignoriere es.

Nach dreieinhalb Stunden trifft der blaue Punkt auf den roten Punkt. Ich bin da. Zehn Minuten vor dem vereinbarten Treffen mit Heinz.

Zwischendurch bin ich an Folgendem vorbeigekommen: acht

Kuhweiden, zwei Pferdeweiden, fünf Scheunen, zwei Häuser, drei Traktoren, drei Maisfelder, einem privaten Schrottplatz, vier Stromkästen, einem verschrotteten VW Polo, dem WLAN-Wald, noch einem Wald ohne WLAN, einer Bushaltestelle, einem Tümpel, einem Schild mit der Aufschrift *Günderode 5 km*, einem kleinen See, drei oder mehr Enten, einem Schild mit der Aufschrift *Nichwitz 4 km*, einer Plakatwand, die für ein Nina-Hagen-Cover-Konzert vor fünf Monaten wirbt, etwas, bei dem ich mich nicht entscheiden kann, ob ich es als Haus oder Scheune klassifiziere, und einer erdbeerförmigen Hütte. In der erdbeerförmigen Hütte sitzt eine Frau und drückt gelangweilt auf einem iPad herum. Als sie mich entdeckt, ändert sie den Winkel des iPads minimal und drückt etwas gezielter darauf herum, sodass ich mir fast sicher bin, dass ich morgen auf einem iPad-förmigen Foto in der Lokalzeitung erscheinen werde. Schlagzeile: *Erste Touristin des Jahrzehnts gesichtet*.

Die Erdbeer-iPad-Frau war das letzte menschliche Wesen, das ich gesehen habe. Falls heinz_b_1234 sich als Serienmörder entpuppt, wird sie den morgigen Tag auf der Polizeistation verbringen dürfen. Wenn man mich so schnell findet. Ich habe die Vermutung, dass es sich in dieser Gegend eher um Monate handeln kann.

Hinter ein paar Bäumen ragt ein brauner Giebel hervor. Mein Herz beginnt, aufgeregt zu klopfen.

»Sophie ist ein vernünftiges Kind«, hat meine Mutter einmal gesagt. »Sie kann eine Situation gut selbst einschätzen.« Das hat sie zu unserer Nachbarin gesagt, als die ihre beiden Töchter für einen Intensiv-Karate-Selbstverteidigungskurs in den Sommerferien angemeldet hat. Meine Mutter war der Meinung, bei mir würden die üblichen Warnungen reichen: Steig nicht bei fremden Menschen ins Auto. Nimm keine Süßigkeiten an. Glaub

niemandem, der sagt, er möchte dir bei sich zu Hause Hundewelpen zeigen.

Sie hat nicht erwähnt, dass ich keine Häuser in der deutschen Einöde kaufen soll. Aber wer hält sein Kind schon für so bescheuert?

Ich schiebe das Fahrrad an den Bäumen vorbei. Mit jedem Schritt kommen etwa fünfzig Zentimeter einer rotbraunen Wand ins Blickfeld.

Und dann sind da irgendwann keine Bäume mehr, und ich stehe vor meinem Haus. Zumindest nehme ich an, dass es mein Haus ist.

Im Umkreis von zwei Kilometern gibt es kein anderes Haus, und mein blauer Punkt liegt jetzt genau auf dem roten Punkt. Das muss es also sein.

Oder gewesen sein.

Wenn ich ein Auge zukneife, ist es fast ein Haus. Dann sehe ich einen Giebel, von dem sich ein dunkel gedecktes, von Moos überwuchertes Dach neigt, das sich weit über die mit roten Backsteinen gemauerte Wand streckt. Die Backsteine sind auch von Moos, Efeu und allen möglichen anderen Pflanzen überwuchert, aber sie stehen noch aufeinander, Stein auf Stein, in schönen rechten Winkeln. Drei Fenster sind in die Backsteinwand eingelassen. Eins von ihnen ist eingeschlagen, zwei sind noch heil. An eins davon hat jemand von innen ein Fensterbild geklebt. Ich glaube, es soll die Maus aus der *Sendung mit der Maus* sein, als sollte dieses heile Fenster daran erinnern, dass die Welt auch noch heil sein kann, und zwar sonntags um halb zwölf im Ersten Deutschen Fernsehen.

Das ist die eine Seite.

Die andere Seite ist eigentlich nur ein Haufen Steine, Ziegel und Pfähle.

»Hallo? Sind Sie Sophie?«

Kalt erwischt drehe ich mich um. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße steht ein untersetzter, fast kahlköpfiger Mann mit gelbweißem Schnauzer. Er sieht aus wie jemand, der Heinz heißt.

»Heinz?«, frage ich.

Er macht einen Schritt in die Mitte der Straße auf mich zu. »Bocke«, sagt er und streckt die Hand aus. Ich mache ebenfalls einen Schritt und schüttele seine Hand. Sie ist schwitzig und schwielig. So rau, wie seine Handinnenfläche ist, könnte Heinz das Haus glatt selbst gebaut haben. Oder er hat es selbst demoliert.

»Donnerwetter, Sie sind aber jünger, als ich Sie mir vorgestellt habe«, sagt Heinz. Etwas die Straße hinauf steht mit laufendem Motor ein weißer SUV älteren Baujahrs. Ich muss so in die Betrachtung meines zukünftigen Eigenheims vertieft gewesen sein, dass ich ihn gar nicht kommen gehört habe.

Verlegen zucke ich mit den Schultern. Eigentlich müsste ich Heinz jetzt sagen, dass er gefälligst aufhören soll, junge Frauen zu diskriminieren, aber ich kann Heinz seine Überraschung nicht verdenken, und überhaupt habe ich ja Schwierigkeiten, mich selbst ernst zu nehmen. Ich wünsche mir sogar fast, Heinz würde in lautes Gelächter ausbrechen, in seinen Wagen steigen und seiner Frau oder meinetwegen seinem Dart-Club davon erzählen, wie er fast einem dummen Stadtmädchen seine Bruchbude verkauft hätte, statt das zu tun, was er jetzt tut, nämlich eine lädierte Klarsichtfolie mit ein paar zerknitterten Blättern hervorzuziehen.

»Na ja ... Sie werden ja schon wissen, was Sie damit wollen.«

Ehrlich gesagt weiß ich das nicht, aber das muss er ja nicht wissen.

»Ich nehme an, Sie wollen das Haus sehen, bevor Sie den Vertrag unterschreiben?« Er wedelt mit der befüllten Klarsichtfolie.

»Äh ... klar.«

»Na dann.« Sekunden später folge ich ihm über den zugewucherten Hof vor dem Haus. Ursprünglich war der Hof vielleicht mal ordentlich geschottert, aber jetzt zwängen sich überall Gräser und Unkraut ans Tageslicht. Vereinzelt brechen gelbe Inseln aus Löwenzahn aus dem graubraunen Meer aus Steinchen und Staub.

Heinz geht auf die unversehrte Frontseite des Hauses zu. Hier sind die Backsteine noch rot, die Fenster noch heil und über der Tür hängt sehr poetisch ein altes Wagenrad, wie in einer Rosamunde-Pilcher-Verfilmung. Nur ranken sich keine Rosen an der Fassade hoch, dafür eine Efeukolonie mit aggressiver Expansionsstrategie.

Heinz schiebt einen Schlüssel in das Schloss. Noch bevor er ihn dreht, öffnet sich die Tür durch den Druck.

»Oh. War wohl nicht abgeschlossen.«

Ich frage mich noch, ob es hier auf dem Land vielleicht normal ist, sein leer stehendes Haus nicht abzuschließen, ob man sich hier eben noch vertraut wie in den guten alten Zeiten, die ich nie erlebt habe, aber ein einziger Blick in das Innere des Hauses stellt klar, warum Heinz sich wenig Sorgen darum macht.

Es gibt einfach absolut nichts zu stehlen. Oder kaputtzumachen. Alles ist entweder schon weg oder kaputt.

Wir stehen auf einem alten Holzdielenboden. Er muss mal schön gewesen sein, Landhaus-Style, aber jetzt ist er vor allem verstaubt und matt. In der Mitte des Raumes wölbt er sich auf, als würde gleich ein Seeungeheuer daraus hervorbrechen wollen.

Die Wände sind bräunlich. Schemenhaft zeichnen sich an einer Wand noch Blumenranken ab. Über eine andere zieht sich ein großer Fleck.

Wir machen noch ein paar Schritte in den Raum hinein. Es ist düster. Die Scheiben sind so dreckig, dass kaum Licht durch-

kommt. Dort, wo es doch ein paar Strahlen ins Innere schaffen, tanzen Staubflocken im Lichtbad. In den Fenstern hängen noch fleckige Gardinen, die sich im Zug wiegen, der durch die Ritzen und Sprünge kommt.

»Was ist mit dem Haus passiert?«, frage ich.

Heinz zuckt mit den Schultern. »Mal dies, mal das. Steht schon länger leer.«

»Haben Sie hier mal gewohnt?«

»Meine Eltern mal. Vor langer Zeit.«

Ich will in den nächsten Raum weitergehen, aber Heinz räuspert sich ungeduldig. »Meine Frau kocht zum Abendessen. Hähnchen süß-sauer. Also ich müsste dann mal so langsam ... Entweder Sie kaufen es jetzt oder halt nicht.«

Ich drehe mich zu ihm um. Ich habe noch nicht mal das ganze Haus gesehen und erst recht nicht das Grundstück.

»Braucht man für so was nicht normalerweise einen Notar oder so?«, frage ich und kann förmlich spüren, wie meine Füße langsam kalt werden.

Heinz verzieht das Gesicht. »Ist mein Grundstück. Ist mein Haus. Ich verkauf es Ihnen. Fertig, aus, Ende. Brauch' ich sonst niemanden für.«

»Okaaay ...«, sage ich nur, weil mir nichts Besseres einfällt.

»Okay?«, fragt Heinz. »Also okay, Sie kaufen das Haus?«

Ich nicke langsam.

»Na dann«, sagt er. »Ich sag Ihnen was. Ich mach einen Sonderpreis. Dreitausend und fertig. Für so ein hübsches junges Mädels.«

Sexismus, schreit eine innere Stimme in meinem Kopf. Ich ignoriere sie. Hundert Euro sind ein Monat Mensaessen. Oder irgendwas, mit dem ich das kaputte Fenster verkleiden kann.

»Ich hab nur tausend in bar«, sage ich. »Mehr hab ich am Automaten nicht bekommen. Mein Konto hat so ein Limit.«

»Na«, brummt Heinz. »Ich weiß ja, wo das Haus steht. Dann komme ich eben nächste Woche wieder. Bis dahin haste dann mehr.«

»Hm«, mache ich. »Hoffentlich. Ich könnte das Geld ja auch überweisen? Ich hab Onlinebanking!«

Heinz sieht mich mit einer Milde an, die mein Statistikprofessor auch mal im Blick hatte, bevor er mir sagte, dass an meiner Note definitiv nichts mehr zu machen ist.

»Für Onlinebanking brauchste online. Davon gibt's hier nicht so viel.«

Ohne Umschweife ist er dazu übergegangen, mich zu duzen. Für voll nimmt er mich also definitiv nicht. Ich gehe darüber hinweg.

»Okay, dann kommen Sie eben nächste Woche wieder. Bis dahin habe ich etwas organisiert.«

»Gut, das wollte ich hören. Dann ist hier der Vertrag. Ist ein Vordruck aus dem Internet, also alles legal und so.«

Er hält mir die Klarsichtfolie hin. Ich ziehe fünf zerknitterte Blätter hervor und beginne zu lesen.

»Hier wird mindestens zehnmal ein Notar erwähnt? Sind Sie sicher, dass wir den nicht brauchen?«

»Mädel, wir sind auf dem Land. Ich hätte dir das Haus auch mit 'nem Handschlag verkauft.« Ich schaue ihn zweifelnd an. »Na gut, ich frag mal meine Frau. Ich glaube, die kennt da jemanden. Kann aber bisschen dauern. Die feinen Herren sind ja immer beschäftigt und so. Also machen wir's jetzt erst mal so, okay?«

»Okay.«

Ich lese weiter. Zumindest scheint Heinz die Größe des Grundstücks zu kennen und sogar die Flurstücknummer, die er in krakeliger Schrift mit Kugelschreiber in den Vordruck eingetragen hat. Ich wusste bis jetzt nicht mal, dass es so was gibt.

»Fertig gelesen? Ich muss nämlich jetzt wirklich nach Hause. Hähnchen süß-sauer.«

»Ja, noch einen Moment!« Ich bin gerade mal auf der dritten Seite.

Als ich endlich auf die letzte Seite umblättere, reicht Heinz mir bereits ungeduldig den Kugelschreiber.

»Siehste? Da sind nur zwei Linien. Eine für dich, eine für mich. Der Notar hat da nix zu sagen.«

»Wenn Sie meinen.«

Normalerweise hätte ich einen Vertrag dreimal durchgelesen. Normalerweise hätte ich ihn meinen Eltern vorgelegt, und zwar beiden, und dann vielleicht noch Pauline, die studiert nämlich Jura. Aber ich bin so weit weg von »normalerweise«, und alles kommt mir vor wie ein Rausch, ein Traum, von dem ich noch nicht ganz weiß, ob es ein guter ist oder ein Albtraum, und plötzlich sehe ich mich den Stift nehmen und meine ungeübte Unterschrift auf die Linie mit der Beschriftung *Käufer* setzen.

»Warte mal, hier ist das zweite Exemplar. Du brauchst ja auch eins.« Heinz hält mir eine weitere knittrige Seite hin.

Und noch mal eine Unterschrift.

Holy Fucking Shit.

»Danke«, sagt Heinz und nimmt mir die Blätter aus der Hand. Dann lehnt er sich an die ergraute Wand und krakelt zweimal seine Unterschrift neben meine. Kurzzeitig habe ich Angst, dass die Wand unter seinem Gewicht einfach nachgibt. Wäre der Kaufvertrag dann ungültig?

Heinz drückt mir einen Stapel Blätter in die Hand.

»Jetzt hast du mein Haus, und ich krieg noch dein Geld.«

»Ach so. Ja. Klar.«

Ich kann es nicht fassen. Entgeistert sehe ich meinen Fingerspitzen zu, wie sie an meinem Portemonnaie herumnesteln und zehn grüne Scheine daraus hervorziehen. »Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Sieben. Acht. Neun. Zehn.« Demonstrativ zähle ich

Heinz das Geld vor, bevor ich es überreiche. Er hält es prüfend gegen das Licht, das durch die fliegenbeschissene Scheibe fällt.

»Ich vertrau dir jetzt einfach mal, dass das hier kein Spielgeld ist. Jung genug biste ja.«

Ich muss mir offenbar dringend einen weniger empfindlichen Humor zulegen, wenn ich hier dauerhaft bestehen will.

Er knüllt die Scheine zusammen und steckt sie zu den zerknitterten Vertragspapieren in die Klarsichthülle. Während ich ihn beobachte, kommt mir doch noch mein letztes Quäntchen Intelligenz.

»Könnte ich vielleicht eine Quittung haben?«, frage ich.

Heinz sieht mich an, als würde ich ihn darum bitten, »Happy Birthday« rückwärts zu singen, aber er kramt in seiner Tasche und zieht triumphierend ein Stück Papier hervor. Es ist ein zerknitterter Lidl-Bon, den er jetzt umdreht auf die verblasste Rückseite. Er kritzelt das Datum darauf und schreibt »1000 € in bar erhalten«. Dann setzt er seine Unterschrift darunter und reicht mir den Zettel zusammen mit einem kleinen Schlüssel.

»So, das wär's dann. Haupthahn habe ich schon aufgedreht, aber falls du den brauchst – ist in der Küche.« Mit einer ausschweifenden Handbewegung deutet er vage irgendwo hin. »Wasserrechnung läuft im Moment noch über mich, also wäre nett, wenn du mir das Geld dafür am Monatsende gibst und so schnell wie möglich umstellst.«

»Ist ... Ist gut.«

»Heizung braucht man ja gerade nicht, ne? Haben wir nämlich keinen Vertrag für im Moment. Aber bis zum Winter kriegste das bestimmt geregelt. Also dann, ich wünsche einen schönen Abend. Und pass auf, hier gibt es viele Mücken.«

Und mit diesen Worten verabschiedet er sich tatsächlich, geht halb rückwärts durch die offen stehende Tür und winkt mir noch

einmal, bevor er sich umdreht. Dreißig Sekunden später höre ich eine Autotür schlagen und einen Motor anspringen. Der weiße SUV fährt am Haus vorbei und verschwindet hinter den Bäumen.

Ich bin allein.

Zum Schlafen ist es noch zu früh, obwohl sich mein völlig über-rumpeltes Hirn dringend eine Auszeit wünscht.

Ich laufe noch einmal durch alle begehbaren Teile des Hauses. Es gibt den großen Eingangsbereich, früher vielleicht das Wohnzimmer. Die orangefarbene Maus grinst mich von ihrem Fenster traurig an. Rechts geht eine Tür in die Küche ab, eigentlich schön geräumig, weiß gefliest, aber eine Galerie für Fliegenschiss und Spinnenweben. Einige Küchenschränke gibt es noch und in der Ecke eine leicht angerostete Metallspüle, außerdem einen Kühlschrank, der vermutlich doppelt so alt ist wie ich und dessen Kabel sich nutzlos über den Boden windet. Unter dem einzigen verbleibenden Hängeschränk zieht sich eine Bordüre aus Blumenranken einmal um die ganze Küche. Ein Fenster hat einen Sprung.

Neben der Küche ist das Bad. Hier sind die Fliesen braun und erinnern mich fast schmerzhaft an das alte Haus meiner Großeltern. »Das Bad ist ein Verbrechen«, hat mein Vater bei jedem Besuch gesagt. »Wann macht ihr das endlich?«

Ich habe keine Ahnung, wie man ein Bad »macht«, also wird es wohl ein Verbrechen bleiben. Immerhin gibt es ein größtenteils intaktes Klo. Ich spüle probeweise. Es rauscht und gurgelt in der Leitung, dann röchelt es, und schließlich ertönt in den Tiefen der Schüssel ein abgründtiefer Seufzer. *Uumpf*. Dann stößt Wasser nach oben, braunes, gurgelndes Wasser, und es klingt, als müsste das Klo selbst kotzen.

Ich spüle noch einmal. Das Wasser wird heller, noch nicht ganz sauber, aber halbwegs klar. Mit den Fingerspitzen male ich einen Smiley in die Staubschicht auf der Spülarmatur.

Diese Aufmunterung brauche ich jetzt.

Außer dem Klo gibt es noch eine Badewanne, die so verstaubt ist, dass man auf das ehemals beigefarbene Porzellan wohl eine ganze

mittlere Kreisstadt aus Smileys zeichnen könnte. An der Wand sind noch Löcher für die Anbringung einer Duschvorhangstange zu erkennen, die Stange selbst liegt in einer Ecke auf dem Boden. Das Waschbecken ist im gleichen altbackenen Beige gehalten. Als ich den verkalkten Wasserhahn aufdrehe, hustet er ein paar Mal asthmatisch, bevor doch Wasser hervorbricht.

Instinktiv halte ich meine Hände darunter, wasche den Staub ab, fange es mit der Höhle meiner Finger auf, um es mir ins Gesicht zu werfen.

Ich bin nicht mehr ganz klar im Kopf. Häuser kaufen. Das ist was für Leute, die ihr Leben unter Kontrolle haben. Leute, die Geld haben. Also ganz grundsätzlich ist es einfach nichts für Leute wie mich, die fünfundzwanzig sind, noch im Studium stecken, eigentlich auf der anderen Seite des Landes wohnen und nicht mal wissen, womit sie nach dem Abschluss eigentlich Geld verdienen wollen.

Als ich wieder von meinem Selbstmitleidstrip aus dem Waschbecken auftauche, schauen mich meine blauen Augen aus einem fleckigen Spiegel an. Die Vorwürfe wachsen darin, während mir das kalte Wasser von der Nasenspitze tropft.

Ich mache mich auf den Weg durch das restliche Haus. Neben dem Bad liegt noch ein weiteres kleines Zimmer, das ich im Vergleich zum restlichen Haus großzügig als »bewohnbar« bewerte. Hinten geht vom Wohnzimmer eine Tür in einen kleinen, völlig unnötig platzierten Flur ab. Dahinter liegen noch einmal zwei Räume. Und sehr, sehr viel Schutt.

Ich bin mir nicht sicher, was hier passiert ist. Vielleicht hat es etwas mit dem Baumstamm zu tun, der in der Mitte des einen Zimmers auf einem Haufen aus Balken und Ziegeln liegt. Vielleicht sind die Schmauchspuren am zusammengebrochenen Gebälk auch der bessere Hinweis. Irgendwie erinnert mich diese

Müllhalde an mein Innenleben: ziemlich hinüber, wobei nicht ganz klar ist, warum eigentlich.

Vorsichtig mache ich einen Schritt in den Raum hinein, um das Ausmaß der Zerstörung genauer zu erfassen. Fast wünsche ich mir jetzt doch einen peinlichen Safarihut.

Bis auf die hintere Wand stehen die Steine zumindest noch aufeinander, auch wenn sich tiefe Schluchten durch den Putz ziehen. Dort, wo das Dach nachgegeben hat, unter dem Baumstamm oder einem Feuer oder auch ganz einfach unter der Schwere des Lebens, dort hat es auch einen Teil der äußeren Wand mitgenommen. Das muss schon vor einer Weile passiert sein, denn auf dem Stapel von Steinen, Ziegeln und Balken sprießen schon Unkraut und sture Löwenzahnpflänzchen. Über ihren gelben Blüten guckt ein Stück blauer Himmel hervor.

Ich habe gerade ein Haus mit einem Loch im Dach gekauft. Aber natürlich, etwas anderes war für dreitausend Euro auch nicht zu erwarten.

Ich verstehe wenig von Statik, aber ein Blick ins Gebälk zeigt mir, dass dort oben nicht mehr viel ist, was mir jetzt noch auf den Kopf fallen könnte. Wo die Balken sich verabschiedet haben, sind auch keine Dachziegel mehr – nur noch hellblaues Nichts. Die verbleibenden Balken und Ziegel sind vom unteren Raum durch eine hölzerne Decke getrennt, die etwas verrußt, aber größtenteils intakt aussieht. Nur an einer Ecke ist sie durch herabfallendes Dachmaterial in Splitter zerrissen worden.

Kurz frage ich mich, ob das wohl ein zweites begehbares Geschoss ist, aber falls es je eine Treppe gab, hat sie ihre Existenz bereits erfolgreich beendet, und ich werde es wohl nicht herausfinden.

Am besten, ich ignoriere einfach, dass es diese zwei verfallenen Räume überhaupt gibt. Damit ignoriere ich auch die Tatsache,

dass jederzeit jemand durch das Loch in Decke und Wand über den Schutthaufen einsteigen kann. Aber die einzigen Wertgegenstände im Umkreis von fünf Kilometern sind vermutlich mein MacBook und mein Smartphone, und darauf passe ich schon auf.

Smartphone. Gutes Stichwort. Gibt es hier überhaupt Strom? Es gibt Steckdosen, das stelle ich auf dem Rückweg in den noch vierwändigen Teil des Hauses fest. Allerdings ist die Plastikverkleidung an vielen Stellen brüchig, teils fehlt sie ganz. In der Wand klafft dann ein dunkles Loch, aus dessen Schlund einige staubige Kabel ragen. Ihre Enden verschwinden im Dunkel, und für einen Moment stelle ich mir vor, wie sie sich dort durch die Erde winden, kilometerlang, bis an einen Ort, wo noch Menschen sind, zu einem Kraftwerk am Rande einer mittelgroßen Stadt vielleicht, zwischen Häusern mit abblätterndem Putz und Wäsche auf dem Balkon.

Denn es gibt noch andere Menschen auf der Erde, nur eben nicht hier, das sage ich mir dreimal hintereinander, während das Gold im Abendlicht mir zu verstehen gibt, dass die Nacht langsam, aber unaufhaltsam näherkommt.

Ich gehe zurück zu meinem Rucksack und ziehe mein Ladekabel hervor. Zwei Steckdosen mit intakter Verkleidung finde ich. Für einen Moment frage ich mich, ob es ratsam ist, ein Kabel in eine Steckdose zu stecken, bei der man keine Ahnung hat, wann sie das letzte Mal benutzt wurde und was überhaupt dahinter liegt. Doch mein Akku hat nur noch zweiundzwanzig Prozent – ein sicheres Signal, jegliche Vorsichtsmaßnahmen über Bord zu werfen und auf Survivalmodus umzuschalten.

Ich stecke den Stecker in die Steckdose. Nichts passiert.

Das Display bleibt dunkel.

Die Steckdose ist tot.

Augenblicklich fühle ich eine gewisse Nervosität in mir aufsteigen. Warum habe ich mir darüber keine Gedanken gemacht? In meiner angenehmen Ahnungslosigkeit bin ich einfach davon ausgegangen, dass in einem Haus Strom aus der Steckdose kommt und Wasser aus dem Wasserhahn. Warmes natürlich. #realitycheck.

Für den Notfall habe ich noch eine halb geladene Powerbank im Rucksack. Das muss bis morgen reichen.

Nach einer weiteren Begehung des Hauses suche ich mir den Raum neben dem Bad als Schlafplatz aus. Er ist kleiner als der große Wohnraum, bietet weniger Platz für Schatten, in denen sich nachts Zweifel und Ängste einnisten können. Das Fenster ist verdreckt, aber intakt. Einziger Einrichtungsgegenstand ist ein altbackenes Gemälde in einem vergilbten Rahmen an der Wand. Es zeigt eine pastorale Landschaft unter dunklen Wolken. Nur an einer Stelle bricht die Sonne hervor und erzeugt ein regenbogenfarbenes Kaleidoskop, in dem sich in bester Biedermeieroptik ein Schaf, eine Kuh und ein junger Wanderer mit blondem Schopf tummeln. *Schwerin bei Sturm* titelt die kursive Schrift darunter, wobei nicht ganz klar ist, ob der Sturm gerade vorüber ist oder ob er das Schaf, die Kuh und den Wanderer noch einholen wird, ganz unverhofft, bis der blonde Schopf und die Wollflausen traurig-nass herunterhängen. Schwerin ist wohl die winzige Ansammlung von Häusern am grau verhangenen Horizont, aus der einige Türmchen hervorragen.

Ich verstehe nichts von Kunst, aber ich erkenne trotzdem, dass es nur ein billiges Replikat ist. Trotzdem lasse ich es hängen, obwohl das hier ja jetzt streng genommen mein Haus ist, wenigstens zu einem Drittel, und ich deshalb darüber bestimmen kann, welche Bilder wo hängen und wo nicht. Aber ich habe kein anderes Bild, und es ist schön, wenigstens auf fünfunddreißig mal

fünfundzwanzig Zentimetern nicht der tümpelgrünen Wandfarbe beim Abblättern zusehen zu müssen. Wenn ich mich ganz, ganz dicht vor das Bild stelle und die Augen zusammenkneife, kann ich mir vorstellen, dass ich im Heimatmuseum bin, nur einen Steinwurf von Oma Monikas Haus entfernt. Gleich wird mich Frau Ungerer zurückpfeifen, weil ich zu nah am Bild stehe, und wenn ich dann zurücktrete, peinlich ertappt, weil ich mich sonst immer an Regeln halte, wird sie ebenso peinlich betreten danebenstehen und so etwas sagen wie »Mei, wenn i des g'wusst hätt, du bisch doch die Enkeltochter von der Monika, gell?«.

Ein Rascheln reißt mich aus meiner Träumerei. Ich bin wieder tausend Kilometer entfernt von Oma Monikas Dorf und dem Heimatmuseum, tausend Euro ärmer als zum Zeitpunkt meines letzten Besuches und um ein verfallenes Haus reicher.

Wieder das Geräusch.

Ich nehme das Bild von der Wand. Eine andere Waffe finde ich nicht. Dann schleiche ich auf meinen Sneakern zurück in den Wohnraum.

Nichts hat sich verändert.

Ich stoße die Tür in den Flur auf.

Alles still.

Schon jetzt mag ich die Räume hinter dieser Tür nicht. Die Leere, die Öffnung nach oben. Bescheuert, wenn man bedenkt, dass ich Freiheit wollte. Jetzt habe ich freien Blick auf die Sterne und fühle mich unwohl.

Ich trete in den ersten Raum. Wieder das Geräusch. Aber jetzt kann ich es orten.

Es ist eine Amsel, die auf den Resten der Wand herumhüpft.

Sie trägt ein paar Gräser im Schnabel, verschwindet kurz unter dem Baumstamm. Es raschelt. Hin und wieder schaut ihr schwarzes Gefieder aus den Schatten hervor. Dann kommt sie

wieder heraus, die Gräser sind verschwunden. Wahrscheinlich hat sie da unten ein Nest. Mein erstes eigenes Haus ist eigentlich gar nicht meins.

Ich beschließe, das gerahmte Bild nicht gegen die Amsel zu verwenden. Sie war zuerst da. Der Eindringling bin eigentlich ich.

Die Erkundung des weiteren Geländes verschiebe ich auf den nächsten Tag. Die Schatten werden immer länger. Durch das fleckige Fenster im kleinen Zimmer erkenne ich, dass die Landschaft langsam Blautöne annimmt. Mit gutem Zureden und reichlich Kraftaufwendung gelingt es mir schließlich, das Fenster richtig zu öffnen. Der Sepiafilter verschwindet sofort, und die blaue Stunde beginnt.

Ich hänge das Bild wieder an den Nagel. Es hängt schief. Ich rücke es gerade, aber es fällt beharrlich zurück in den alten Winkel. *Schwerin bei Sturm* - jetzt windschief.

Dann schleppe ich meinen Rucksack aus dem Wohnzimmer in das kleine Zimmer, das ich ehrgeizig als *mein Zimmer* denke. Mangels Alternativen breite ich meinen Jutebeutel auf dem Boden aus und lege meine Essensvorräte darauf: ein Vollkornbrot, drei Äpfel und eine angebissene Brezel. In der Wasserflasche ist nur noch ein kleiner Rest. Ich werde wohl oder übel die Trinkwasserqualität in meinem Haus testen müssen.

Nachdenklich wiege ich einen der Äpfel in der Hand. Ich besitze kein Taschenmesser - ein Begleiteffekt des Patriarchats. Mein Bruder bekam eins zum zwölften Geburtstag, natürlich, von seinem Patenonkel, und ein zweites hat er von Papa vermacht bekommen, das alte, etwas stumpfe. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, was ich damit früher alles geschnitzt habe«, hat Papa gesagt. »Wir waren den ganzen Tag nur draußen unterwegs.«

Mein Bruder hat sich gefreut und angefangen, etwas zu schnitzen, das ein Schwert werden sollte, aber eher wie eine Karotte

aussah. Eine halbe Stunde später hat er wieder *World of Warcraft* gespielt. Jetzt ist er in der Oberstufe und will Game-Designer werden. Oder YouTuber, aber das kann man nicht studieren. Das Taschenmesser habe ich nie wieder gesehen.

Ein schwacher Trost ist, dass ich genau weiß, dass ich ein Taschenmesser, selbst wenn ich eins besitzen würde, zu Hause vergessen hätte. Erstens, weil es nicht mit in meine WG umgezogen wäre. Zweitens, weil ich nicht so praktisch begabt bin, als dass ich beim Umzug in die Wildnis an so nützliche Dinge wie Taschenmesser denken würde. Stattdessen habe ich eine halb gelesene Ausgabe von *On the Road* dabei, mein MacBook und eine Uni-Lizenz für Citavi.

Ich beiße also einfach so in den Apfel, ohne ihn vorher zu schneiden oder überhaupt zu waschen. »Savage«, würde Pauline sagen.

Beim Gedanken an Pauline fällt mir siedend heiß mein Handy ein. Im WLAN-Wald hat es einige Nachrichten empfangen, die ich vielleicht lesen sollte. Vielleicht sollte ich auch meinen Eltern mitteilen, dass ich noch lebe, natürlich ohne ihnen mitzuteilen, wo ich jetzt lebe. Aber ein Blick auf den Bildschirm sagt mir, dass ich nur noch achtzehn Prozent Akku habe, und das erscheint mir ein willkommener Anlass, es sofort in den Flugmodus zu versetzen. Ich weiß ja nicht, welche Notfälle die Nacht noch bringt.

Mit zunehmender Dunkelheit wird es zunehmend gruselig im Haus. Die Schatten wachsen. Das Licht schrumpft. Die Sonne ist nun ganz weg, und ich zehre von den letzten Überresten des Abends, während ich das Brot anbreche. Ohne Besteck, ohne Belag, ohne irgendetwas. Mit dem Stück Brot in meinen Händen komme ich mir vor wie Jesus, aber nur, bis mir auffällt, dass nicht mal jemand da ist, für den ich das Brot brechen könnte. Ich sitze vollkommen allein auf dem dreckigen Fußboden eines

verfallenden Hauses und esse trockenes Brot. Damit erfülle ich die universellen Vorstellungen eines gescheiterten Lebens. Aber ich trage noch meine beste Jeans, ein Überbleibsel vom gestrigen Arbeitstag, und über mir hängt *Schwerin bei Sturm*. Wenigstens scheitere ich mit Stil.

Ich ziehe das Abendessen in die Länge. Das wird mir bewusst, als ich merke, dass ich beim Starren auf die auf dem Jutebeutel liegenden Brotstücke versuche, deren Quadratwurzel zu berechnen. Am Anfang sind es neun. Dann esse ich ein Stück, und es sind nur noch acht. Das macht die Sache mit der Quadratwurzel ungleich schwieriger, um nicht zu sagen unmöglich, und mich ein bisschen froh, denn das bedeutet, dass es länger dauert, bis ich mich mit dem harten Boden der Tatsachen auseinandersetzen muss, auf dem ich heute schlafe.

In einem verfallenen Haus. Mit Loch im Dach. Allein. Mitten im Nirgendwo. Ohne WLAN und mit achtzehn Prozent Akku.

Irgendwann liegt nur noch ein Stück Brot vor mir, und die Quadratwurzel aus eins ist eins, das weiß sogar ich. Den Rest der Zahlen habe ich schlussendlich übersprungen, weil ich Hunger hatte und erkennen musste, dass ich scheiße im Kopfrechnen bin.

Ich werfe die Apfelkerne aus dem Fenster und hoffe inständig, dass sie keine wilden Tiere anlocken. Aber was gibt es hier schon für wilde Tiere? Eichhörnchen vielleicht? Oder entlaufene Schafe?

Es ist jetzt fast dunkel. Und natürlich habe ich auch keine Taschenlampe. Meinen kostbaren Akku will ich eigentlich nicht zum Zähneputzen verschwenden. Immerhin fällt das Licht des vollen Mondes durchs Fenster. Wenigstens etwas. Früher mochte ich keinen Vollmond, nach zu vielen Serien über Meerjungfrauen und Werwölfe war er mir irgendwie unheimlich. Aber

jetzt bin ich dankbar für die blasse Scheibe, die da zwischen den Baumwipfeln am Himmel hängt. Und ich nehme mir vor, bis zum nächsten Neumond für einen Stromanschluss zu sorgen. Wer hätte gedacht, dass drei Stunden im ländlichen Ostdeutschland ausreichen, damit ich mein Leben komplett nach dem Mondzyklus ausrichte.

Ich rolle meine Isomatte neben dem Rucksack aus, weit genug vom Fenster entfernt, um sicherzugehen, dass mir heute Nacht keine Spinnen aufs Gesicht fallen. Zumindest nicht vom Fensterbrett. Sie können natürlich immer noch von den morschen Balken fallen, aus den Löchern in der Tapete oder aus dem Bilderrahmen von *Schwerin bei Sturm*. Alles verlockende Aussichten.

Zum Glück liegt die Tasche mit meiner Zahnbürste ganz oben in meinem Rucksack. Auch wenn es mir schwerfällt, beschließe ich, mich erst morgen mit der Badewanne zu befassen. Oder übermorgen. Vielleicht habe ich ja bis dahin auch einfach irgendwo einen Baggersee gefunden. Hier sind doch überall Seen, oder? Das glaubt zumindest mein süddeutsches Ich, das eine weitestgehend baggerseelose Jugend verleben musste.

Ich habe noch Mamas Stimme im Ohr: »Wenn Sophie etwas macht, dann macht sie es gleich richtig.« Das war auf meine Geigenstunden bezogen. Und dann auf mein Einser-Abitur. Und dann auf mein Studium und meine fünf Studienplatzzusagen und auf das Auslandssemester an der LSE. »Wenn Sophie etwas macht, dann macht sie es gleich richtig. Mit halben Sachen gibt sie sich nicht zufrieden.«

Tja, manchmal sind halbe Sachen vielleicht doch mehr. In diesem Fall wären halbe Sachen vermutlich eine Nacht in einer gemütlichen Glamping-Hütte und eine NDR-Doku über Naturschutzgebiete. Und das ist eindeutig mehr als das, was meine

tatsächliche Situation ausmacht: eine Isomatte auf dem dreckigen Boden einer Ruine, die mich dreitausend Euro gekostet hat.

Ich erwäge, die Zahnbürste unter den Wasserhahn zu halten, entscheide mich dann aber aus gesundheitlichen Gründen dagegen. Vielleicht muss ich erst mal ein paar Tage Immunität aufbauen, bevor ich mich an das Wasser aus dem Hahn trauen kann. Wobei – funktioniert das mit der Immunität überhaupt so? Wieder einmal wünsche ich mir, ich hätte irgendetwas Sinnvolles studiert. Medizin zum Beispiel.

Ich putze mir die Zähne also trocken und opfere einen Schluck aus meiner Flasche zum Ausspülen. Und dann stehe ich vor der eigentlichen Herausforderung: Schlaf.

Es ist mittlerweile stockdunkel im Haus, und da ich den Akku meines Handys nicht verschwenden will, bleibt mir wenig anderes übrig, als meinen Schlafsack auszurollen und auf der Isomatte auszubreiten. Im Dunklen gebe ich es schnell auf, meinen Schlafanzug im Rucksack zu suchen, streife stattdessen Schuhe und Jeans ab und rutsche im T-Shirt in den Schlafsack. Nicht mal ein Kissen habe ich. Ich knülle meine Jacke unter dem Kopf zusammen.

Und dann, dann kommt die Nacht.

Sie kommt in Phasen. Zuerst kommen die lauten, entfernten Geräusche. Eine Krähe, die irgendwo schreit. Ein bellender Hund. Das Rauschen der Blätter, als langsam Wind aufkommt.

Dann kommen die Geräusche näher. Der Wind rüttelt am Haus, kriecht unter die lockeren Dachschindeln, schleicht um die Ecken meiner Hütte. Ein Vogel hüpft über das Dach. Oder ist es ein Eichhörnchen, ein Mensch, ein Ungeheuer? Zweige streichen an den Fenstern entlang. Oder sind es Hände? Der Wind heult durch die Scheune, die ich nicht besichtigt habe. Oder ist es doch ein Auto, das heranrollt? Bleibt es vielleicht

stehen? War das ein Hundebellen oder doch eine schließende Autotür?

Und schließlich sind die Geräusche ganz nah. Sie umgeben mich, wie wispernde Geister, ich muss nur die Augen schließen, und sie bekommen Gesichter. Die Dielen knarren unter ihren Schritten, die Wände seufzen, wenn sie sich daran anlehnen. Kurz gluckert es im Badezimmer. Es sind durstige Geister, sie dürsten nach meiner Angst und meinem Bereuen und meiner Einsamkeit und all den anderen Gefühlen, von denen es in der Nacht mehr gibt als am Tag.

Ich ziehe den Schlafsack fester um mich und mache die Augen auf. Das Zimmer ist noch immer leer und dunkel, nur durch das Fenster fällt fahles Mondlicht. Die leicht wiegenden Blätter malen Schatten auf den unebenen Dielenboden.

Ich denke an mein warmes Bett in München und hasse mich selbst.

Es wird eine lange Nacht. Manchmal taucht mein Gehirn für Augenblicke in den Schlaf ab, und wenn es wieder hochkommt, habe ich das Gefühl, es seien Stunden vergangen. Aber es sind nur Minuten, Sekunden vielleicht, die so verstreichen, und die Übergangsphasen aus Einschlafen und Aufwachen, die sich anfühlen wie Stunden, sind in Wirklichkeit nur wenige Atemzüge. Aber so ist diese Nacht, ein ewiger, nicht enden wollender Flickenteppich aus diesen Momenten zwischen Schlafen und Wachen, in denen Gedanken noch keine Träume sind und Träume noch keine Gedanken und Wahres mit Unwahrem verschwimmt und Zeit nicht mehr existiert. Und sie zieht sich und zieht sich und zieht sich. Es bleibt dunkel. Der Wind wird nur stärker. Immer kompakter wird die Dunkelheit zwischen meinen neuen vier Wänden. Die Schatten treten aus den Ecken, wo sie am Abend noch sauber aufgeräumt gewartet haben, und kommen

auf mich zu, und dann sind sie bei mir, werden ein Teil von mir, wie durch Osmose schleichen sie in meinen Kopf und formen sich dort langsam zu Gedanken.

Warum habe ich das getan? Warum bin ich hier?

Sekundenweise werden sie zu Träumen, immer dann, wenn mein Körper der Müdigkeit nachgibt. Dann spielen sie mir vor, auf welche Weisen das hier eigentlich schiefgehen kann. Das Dach kann über mir einstürzen. Jemand kann einbrechen und mit mir alles Mögliche machen. Wölfe könnten kommen oder auch nur ein entlaufener Hund. Oder doch ein Psychopath. Ich bin allein, ganz allein. Ich könnte auch einfach eines natürlichen Todes sterben, an Lebensmittelvergiftung durch Vollkornbrot zum Beispiel, und niemand würde es merken. Erst, wenn Heinz kommt, um die nächste Rate seines Geldes abzuholen, würde er meine Leiche finden, und das ist frühestens in einer Woche. Niemand weiß, wo ich bin. Und Heinz weiß nicht mal genau, wer ich bin. Vielleicht bleibe ich für immer verschwunden. Vielleicht bin ich auch schon verschwunden, und dieses Haus ist nur Teil meiner Fantasie, oder vielleicht ist das hier das Danach, die nie endende anonyme Dunkelheit, die auf solche wie mich wartet, die in ihrem Leben nicht genug geleistet, nicht genug Gutes getan haben. Die vergessenswert sind.

Aus all diesen Gedanken tauche ich auf, und es ist immer nur dunkel, undurchdringlich dunkel. Ein paar Mal frage ich mich, ob ich tot bin, aber dazu ist es zu ungemütlich auf dem Boden. Ich habe mir den Tod irgendwie schwebender vorgestellt.

Einmal muss ich an eine Geschichte denken, die wir mal im Deutschunterricht gelesen haben. Es ging um einen Zug, der in einen Tunnel fuhr, einfach geradeaus, und er fuhr und fuhr und fuhr, neun Seiten lang, und der Tunnel hörte einfach nie auf, bis der Protagonist zu dem Schluss kam, dass er nie enden wird.

Damals habe ich mich gefragt, wo der Tunnel wohl hinführt, wo auf der Welt es wohl so einen langen Tunnel geben kann. Aber das ist ja gerade der Sinn der Geschichte, einen Tunnel, den es eigentlich nicht geben kann, gibt es plötzlich. Und jetzt frage ich mich, ob es nicht auch eine endlose Nacht geben kann. Nur, weil jede Nacht bisher endlich war, heißt das ja nicht, dass es immer so sein muss. Der Großteil der Nächte bisher war endlich, sicher. Aber kann man deshalb wirklich eine Aussage über *alle* möglichen Nächte treffen?

Ärgerlich drehe ich mich in meinem Schlafsack auf die andere Seite. Dass ich an Dürrenmatt denke, ist wohl Beweis genug dafür, dass ich nicht tot bin.

Irgendwann kommen die Vögel. Sie kommen früh, weit vor der Sonne und vor dem Licht. Ich kann ihre Stimmen nicht zuordnen, aber ich kann sie auseinanderhalten. Da ist einer, der ganz nah ist, vielleicht im Baum vor dem Fenster. Ein anderer antwortet aus etwas weiterer Ferne. Er hat eine schöne Singstimme. Dann sind da noch ein paar weniger melodische Stimmen, und ich stelle mir vor, wie sie in den kleineren Büschen auf dem Grundstück sitzen oder vielleicht auf dem Dach der Scheune.

Die Vögel sind laut, und ein paar sind schrill, aber wenigstens bin ich nicht mehr allein mit der Dunkelheit. Ich höre ihnen zu, und dem Klopfen meines eigenen Herzens und meinem Atem, und irgendwann vermischt sich alles, und als ich das nächste Mal auftauche, ziehen sich hinter dem milchigen Fenster lila Schlieren über den Himmel.

Während die Welt aufwacht, kann ich endlich schlafen.

Als ich wach werde, fühle ich mich, als hätte mich ein Zug überrollt. Noch bevor ich die Augen öffne, tut mir alles weh. Als die Augen öffne, tut mir auch das Sonnenlicht weh, das hell durch das Viereck über mir fällt.

Ich schließe die Augen wieder. Jetzt sind es nur noch die Geräusche, die mich daran erinnern, wo ich bin.

Manchmal beschreiben Leute nach einer langen Reise eine Verwirrtheit beim ersten Aufwachen, eine Orientierungslosigkeit, die nur langsam nachgibt.

So geht es mir nicht.

Von einer Sekunde auf die andere ist alles wieder da, wasserfallartig stürzt es auf mich ein. Hundebellen, Hahnkrähen, Vogelgezwitscher, Blätterrauschen, mein Hauserwerb.

Ich bin auf der anderen Seite Deutschlands, mitten im Nirgendwo, in meinem ersten Eigenheim. Und es ist eine Ruine. Und ich liege auf einem Dielenboden, der seine besten Zeiten vermutlich nie erlebt hat. Es ist hart und unbequem – der Boden und die Wahrheit.

Ich brauche eine Weile, um die Augen wieder zu öffnen. Zwar bin ich jetzt richtig wach, aber ich will die morschen Deckenbalken nicht sehen, die Spinnenweben nicht, die fleckige Wand nicht und meinen Rucksack in alledem auch nicht. Als ich die Augen schließlich doch öffne, fällt mein Blick als erstes auf das Bild. *Schwerin bei Sturm.*

In mir ist der Sturm vorbei, das spüre ich. Der Windstoß, der mich hierhergetragen hat, ist weitergezogen, er hat mich nur hier ausgespuckt, und mir bleibt nichts anderes übrig, als das Treibgut dieser turbulenten Episode aufzusammeln. Zurück bleiben Zerstörung und Verwirrung und Bereuen – im hinteren Teil des Hauses und in meinem Kopf.

Lange bleibe ich liegen. Dann nehme ich mir die Zahnbürste und gehe ins Bad, aber nur, weil ich nicht weiß, was ich sonst tun soll. Ich habe sie schon unter den Wasserhahn gehalten und in den Mund gesteckt, als mir wieder einfällt, dass das Wasser aus dem Hahn eigentlich eklig ist und ich es boykottieren wollte.

Aber jetzt ist es egal, ich habe die Zahnbürste schon im Mund und das Haus schon gekauft, und eigentlich ist es nur eine Frage der Zeit, bis irgendetwas schiefgeht.

Zum Frühstück genehmige ich mir ein Stück Vollkornbrot. Zum Glück ist es eine ziemlich große Packung, sodass ich mich noch nicht tiefergehend damit auseinandersetzen muss, dass meine Vorräte bald aufgebraucht sind, genau wie meine Ersparnisse.

Und dann, was kommt dann?

Bevor ich darüber nachdenken kann, stehe ich auf, laufe aus dem Raum, durch das leere Wohnzimmer, durch die Haustür nach draußen, wo sich meine Gedanken im Himmel verflüchtigen können, bevor ihr Gewicht mich erdrückt.

Draußen empfängt mich strahlender Sonnenschein, und mir fällt auf, dass ich keine Ahnung habe, wie viel Uhr es eigentlich ist. Und dass das eigentlich egal ist. Eigentlich will ich nicht mal wissen, wie lange es noch dauert, bis es wieder dunkel und gruselig wird.

Zum ersten Mal sehe ich das volle Ausmaß meines Eigenheimerwerbs. Neben dem geräumigen Wohnhaus gibt es noch eine Scheune aus Holz, die schleichend von Moos und Efeu erobert wird. Neben der Haustür steht ein Brunnen – aus Stein, rund, mit einigen Metallrohren, an denen man vielleicht mal einen Eimer hinunterlassen konnte. Irgendwie hatte ich angenommen, dass es solche Brunnen abseits der Drehorte für ZDF-Fernsehmärchen gar nicht mehr gibt. Vorsichtig werfe ich einen Blick hinein. Wie viele Spinnen da unten wohl wohnen? Es ist modrig und dunkel, so dunkel, dass ich nichts erkennen kann, was ich eigentlich ganz gut finde. Also kann ich mich der Scheune widmen.

Ich muss einiges an Kraft aufbringen, um die Tür überhaupt aufzuschieben. Als ich mich mit meinem ganzen Gewicht dagegenstemme und sie mit einem Ruck nachgibt, kommt mir eine

Staubwolke entgegen. Kurz schrecke ich hustend zurück, dann entdecke ich die Feen.

Es ist das Licht, das durch den Spalt von draußen hereinfällt. Im Rahmen der Tür entsteht kurzzeitig ein neuer Lebensraum, in dem Staubflocken zu tanzenden Feen werden, zu einem Schwarm kleiner Lichtwesen, der die Welt für einen Augenblick verzaubert und schön werden lässt, bevor er zu Boden sinkt und wieder zum nervigsten aller Erdbewohner wird: Staub.

Die Scheune ist voll. Mit Geräten, mit Kisten, mit verschimmeltem Stroh, mit Was-weiß-ich. Ich bin mir sicher, der bloße Anblick ist gesundheitsschädigend. Und trotzdem erfüllt mich ein kindisches Wundergefühl, als ich darüber nachdenke, dass all das nun mir gehört. Jede kaputte Säge, jedes speichenlose Rad, jeder zerfressene Pappkarton.

Am liebsten würde ich direkt in jede Kiste spähen, aber erst mal will ich den Rest des Grundstücks sehen. Also gehe ich wieder aus der Scheune heraus und um sie herum. An manchen Ecken deutet sich Verfall an, an einer ein Kaninchenbau. Es gibt noch eine kleine Überdachung für Feuerholz, inklusive eines Baumstumpfs, in dem demonstrativ eine Axt klemmt. Wie gut, dass ich das heute Nacht noch nicht wusste. Und wie schlecht, dass ich keine Ahnung habe, wie man Holz hackt. Bestimmt gibt es dafür YouTube-Tutorials?

Aber dafür bräuchte ich ja erst mal Internet.

Hinter der Scheune beginnt mein Garten. Es ist tatsächlich *mein* Garten. Ich weiß nicht, bis wohin er genau geht, aber ein durchhängender Stacheldrahtzaun an der Seite grenzt ein kleines Stück Wildnis ein, von der ich annehme, dass es mir gehört. Darauf stehen zwei Bäume, knorrig wie die Apfelbäume, die in Oma Monikas Garten stehen. Vielleicht sind es also Obstbäume. Vielleicht sind es auch einfach nur sehr alte, halb tote Bäume.

Ich wate durch das hohe Gras und denke fast wehmütig an die Warnungen meiner Mutter zurück: »Lauf nicht durch hohes Gras, da sind die Zecken.« Aber meine Mutter hätte mich ganz sicher auch vor dem Erwerb eines mit hohem Gras bewachsenen Grundstücks in einem mir unbekannten Bundesland gewarnt, das weiß ich ganz sicher, und trotzdem habe ich diese Warnung ignoriert. Ich ignoriere sie also noch ein zweites Mal und laufe durch das Gras, das mir fast bis zur Hüfte reicht, an einigen Stellen durchsetzt von dornigen Büschen. Ich entdecke ein ganzes Meer weißer Wildblumen, reichlich Disteln, einen Haselnussstrauch und die Leichen alter Äpfel unter einem der Bäume. Also doch ein Apfelbaum. Dann überwinde ich ein Gebirge aus Maulwurfshügeln und altem Laub. Ich komme mir vor wie die Lewis-und-Clark-Expedition. Und dann komme auch ich an die Pazifikgrenze meines Landes: einen Tümpel, ungefähr von der Größe einer Doppelgarage. Vielleicht auch eher eine eineinhalbfache Garage. Ein alter Steg ragt hinein. Ob jemand mal versucht hat, hier zu schwimmen? Ob ich mit dem Grundstück vielleicht sogar zwei oder drei Schlammleichen mitgekauft habe? Für ein Boot ist der Tümpel jedenfalls zu klein. Oder kann man hier angeln? Vor meinem inneren Auge schwimmen direkt riesige Aale hin und her.

Ein rundlicher, schwarzer Vogel mit weißem Schnabel stakst über den Steg, flattert ein paar Mal und lässt sich dann auf dem Tümpel nieder. Mit angehaltenem Atem zähle ich die Sekunden. Eins, zwei, drei. Kein riesiger Aal taucht auf, um den schwarzen Vogel zu annihilieren. Alles ist gut.

Die Sonne steht jetzt hoch am Himmel. Sie spiegelt sich auf dem Tümpel, tanzt auf den kleinen Wellen, die die Bewegungen des schwarzen Vogels erzeugen. Das Schilf wiegt sich leise in der Brise, die dunklen Köpfe wippen wie die Sängerinnen und Sänger eines Chores, dessen Lieder nur sie selbst hören können.

Es ist nicht nur gut, es ist auch schön. Ich habe lange kein Schilf mehr gesehen. In München gibt es davon nicht viel, dort, wo ich herkomme, fast noch weniger. Solche schwarzen Vögel habe ich dort auch noch nicht gesehen. Für einen Moment schließe ich die Augen, aber diesmal tue ich es, um tief einzuatmen, dem Wind zuzuhören und mir still zu sagen, dass ich wirklich hier bin.

Ich kann nicht erkennen, wer oder was meine Nachbarn sind. Hinter den dornigen Hecken zu meiner linken liegt ein Acker. Hinter dem Tümpel ist ein weiterer. Und zu meiner rechten kommen so viele Büsche und Bäume, dass ich nicht erkennen kann, was dort liegt. Vermutlich sollte mich das interessieren, ich sollte in meinem nicht existenten Ofen einen Kuchen backen und dort hingehen und mich vorstellen. »Guten Tag, ich bin Sophie, ich bin Studentin und habe gerade die Ruine nebenan gekauft.« Aber ich stelle fest, dass ich gar keine Lust darauf habe. Ich habe keine Lust darauf, Menschen zu treffen oder überhaupt das Grundstück zu verlassen. Ich habe keine Lust darauf anzuerkennen, dass der Rest der Welt noch existiert.

Mein Handy fällt mir ein. Im Lauf der Nacht ist es gestorben. Ich habe noch die Powerbank, um ihm eine letzte lebensverlängernde Maßnahme zu spritzen, dann werde ich vom Funkloch verschluckt werden.

Aber merkwürdigerweise macht mich das ein bisschen weniger nervös als noch gestern Abend. Die Vögel zwitschern, und um mich herum summen Bienen, und die Sonne scheint. Die Stadt, die Uni und meine Familie fühlen sich plötzlich sehr weit weg an.

Ich warte wieder zurück durch das Gras und stelle zufrieden fest, dass ich im Herbst eine eigene Apfelquelle haben werde. Also in schätzungsweise fünf Monaten. Bis dahin reicht das Vollkornbrot wohl leider nicht. Aber ich habe auch keine Lust,

mich jetzt um mehr Vollkornbrot zu kümmern. Also setze ich mich auf den Rand meines Brunnens in meinem Hof vor meinem Haus und lasse mir die Sonne ins Gesicht scheinen.

Ich halte nicht besonders lange durch. Sobald es keine Entdeckungen zu machen gibt, keine Vögel zu beobachten, keine Riesenaale zu befürchten, sobald mein Kopf leer ist, kommen die Gedanken zurück.

Ich habe fast meine gesamten Ersparnisse für eine Ruine ausgegeben, ohne Erklärung ein Praktikum hingeschmissen, und niemand weiß, wo ich bin. Falls ich nicht rechtzeitig von meinen unbekannten Nachbarn (oder Heinz) ermordet werde, muss ich mich irgendwann vor meinem Spiegelbild dafür verantworten, dass ich mich selbst ins Abseits manövriert habe, weit weg von der Überholspur, auf der ich mein ganzes bisheriges Leben verbracht habe.

Aber heute ist nicht dieser Tag. Ich stehe vom Brunnen auf, gehe zurück ins Haus, ins Badezimmer. Dann drehe ich alle Hähne auf und spüle das Klo dreimal, nicht, um Wasser zu verschwenden, sondern um sicherzugehen, dass die Leitungen frei sind. Ich nehme die Duschbrause von der Wand und spüle damit die Badewanne durch. Eine Großfamilie toter Spinnen verschwindet im Abfluss.

Kurz entschlossen nehme ich die Duschbrause, um auch das Klo wenigstens mit Wasser abzuwaschen. Reinigungsmittel muss ich bei meiner nächsten Exkursion kaufen, aber wenigstens ist es nicht mehr ganz so staubig.

Und – ich wage es kaum zu denken – ich kann heute Abend sogar ein Bad nehmen. Vorausgesetzt, das Wasser wird auch mal warm.

In der Scheune finde ich einen alten Besen. Besonders effektiv ist er nicht mehr, aber ich schaffe es, den Schmutz auf dem Ba-

dezimmerboden in einer Ecke zusammenzukehren. Als Nächstes ist die Küche dran, dann das Zimmer, das ich zum Schlafzimmer erkoren habe.

Zum Mittagessen gibt es einen Apfel, dann geht es weiter. Die mottenzerfressenen Gardinen aus dem Wohnzimmer funktioniere ich behelfsmäßig zu Lappen um, mit denen ich die Küchenschränke auswische. Solange ich in diesem Teil des Hauses arbeite, kann ich ignorieren, dass der andere Teil gerade in sich zusammenbricht. Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche, Bad – mehr brauche ich doch gar nicht.

Ich komme richtig in Schwung. Nach den Küchenschränken und der Spüle putze ich noch die Fenster, zumindest das im Bad und das im Schlafzimmer, von innen und von außen. Das Schlafzimmerfenster war so dreckverklebt, dass es nach der Reinigung deutlich heller im Zimmer ist. Die Sonne steht jetzt tiefer, und wieder erzeugt sie ein goldenes Habitat für Feenfamilien aus Staub. Ich lehne mich kurz an die fleckige Wand, um sie beim Tanzen zu beobachten. Sie lassen sich auf den Dielen nieder, und irgendwie beruhigt mich der Gedanke, heute Nacht mein Zimmer mit ihnen zu teilen.

Aber noch ist es nicht dunkel. Noch liegt ein langer Abend vor mir, den ich möglichst in Abwesenheit meiner Gedanken verbringen muss.

Ich beschließe, den Versuch mit dem Bad zu starten, bevor es zu dunkel wird. Vorher unternehme ich einen letzten Streifzug durch das Haus, um sicherzustellen, dass ich keine ungebetenen menschlichen oder tierischen Gäste habe. Dann ziehe ich die Badezimmertür hinter mir zu. Es gibt keinen Schlüssel, aber abschließen würde ich sowieso nicht. Nicht, dass das Schloss klemmt oder die alte Tür irgendeinen Defekt hat, der sie davon abhält, sich wieder zu öffnen. Das einzige Fenster ist zu hoch und zu klein, um eine

plausible Fluchtmöglichkeit zu sein. Zum Tod durch Riesenaale und psychopathische Nachbarn käme dann noch die wenig attraktive Möglichkeit des Verhungerns in meinem eigenen Badezimmer. Wie gut, dass es sowieso keinen Schlüssel gibt.

Ich lege meine Kleidung auf dem Klo ab und balanciere das Handtuch ganz oben auf dem Turm. Dann steige ich in die Wanne.

Das Wasser ist kalt. Sehr kalt. Und es wird nicht warm.

Es ist erst April, das Haus ist nicht beheizt, und den Großteil des Tages habe ich in meiner Jeansjacke verbracht. Jetzt sitze ich hier, splitterfasernackt, und alles ist kalt, das Wasser, die Luft und meine Füße, sprichwörtlich und in echt. Aber gleichzeitig sitzt mir der Staub und Schweiß des Tages in allen Poren, und ich brauche dringend eine Dusche, um mich wieder wie ein Mensch zu fühlen. Also beiße ich die Zähne zusammen und halte meinen Kopf unter die Brause.

Es ist kalt. Noch kälter. Extrem kalt. Gebirgsbachkalt. Ich erinnere mich an die Erzählungen meiner Kommilitonen, wie sie im Himalaya in Gebirgsseen gebadet oder sich in kenianischen Dörfern aus einem Eimer gewaschen haben. Vielleicht sind solche Erzählungen cool, wenn man sie mit tibetischen Gebetsflaggen umrahmt und sich danach mit frittierten Bananen über abgefrorene Zehen hinwegtröstet, aber wenn der Schauplatz der abgefrorenen Zehen ein braun gefliestes Badezimmer in der deutschen Provinz ist, gibt eine kalte Dusche keine gute Geschichte mehr her. Sie ist einfach nur kalt, und ich zähle die Sekunden, bis sie endet.

Aber gleichzeitig ist es herrlich, die Haare durchzuspülen und alles andere, und als ich mich schließlich zitternd und zähneklappernd in mein Handtuch einwickle, bin ich doch wieder ein bisschen dankbar, dass die Dusche überhaupt funktioniert.

Ich ziehe meinen wärmsten Pullover über und die Jogginghose, die ich in weiser Voraussicht eingepackt habe. Draußen dämert es, und eine Nachtigall taucht auf, lässt sich irgendwo vor dem Schlafzimmerfenster nieder und beginnt zu singen. Auf die Uhr geschaut habe ich heute noch kein einziges Mal, aber mein Magen gibt mir sehr deutlich zu verstehen, dass es Zeit für das Abendessen ist.

Wieder Vollkornbrot. Den letzten Apfel hebe ich mir auf. Morgen muss ich dringend einkaufen gehen.

Als ich fertig gegessen habe, schaue ich auf meine Armbanduhr. Viertel nach acht.

Was tut man hier mitten im Nirgendwo um Viertel nach acht? Ich habe mein MacBook, aber kein Internet. Ich habe ein halb gelesenes Buch, aber kein Licht. Wie haben die Leute das früher bloß ausgehalten?

Aber sie hatten ja Licht. Sie hatten Kerzen und Kaminfeuer und Öllampen. Und Internet hatten sie zwar nicht, dafür aber drei Großfamilien unter einem Dach und redselige Großmütter. Ich habe niemanden außer mich selbst.

Es stellt sich heraus, dass ich keine besonders unterhaltsame Gesellschaft bin. Das ist mir neu; in meinen Freundeskreisen bin ich immer die mit den sarkastischen Witzen, die, die peinliche Stillen mit Peinlichkeiten rettet. Aber jetzt, wo ich die einzige Person bin, die hier ist, bin ich schnell von mir gelangweilt. Dabei habe ich schon so viele Abende allein verbracht, in WG-Zimmern, in untergemieteten Wohnungen und in meinem alten Kinderzimmer. Vielleicht ist Alleinsein ein Spektrum, und erst jetzt bin ich am Extrem angekommen, am Ende der Skala, am Ende der Welt, ganz allein. Ab jetzt kommt nur noch die Nacht.

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.

pola-Verlag

Originalausgabe

Dieses Buch wurde vermittelt von der Literaturagentur erzähl:perspektive, München
(www.erzaehlperspektive.de).

Copyright © 2026 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6 – 20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.
Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher
Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Umschlaggestaltung: © SO YEAH DESIGN, Gabi Braun
Einband-/Umschlagmotiv: Timothy Easton/Bridgeman
Satz der Leseprobe: Guter Punkt, München
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7596-0055-4

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

SPOILER: DAS BESTE PASSIERT

WENN DU
DICH TRAUST!

 @pola_stories

 @pola_stories

www.pola-stories.de

pola.fühl ich.

The background is a painterly illustration of a landscape. In the foreground, there are various flowers, including purple and white irises, and green foliage. In the middle ground, there are rolling green fields. In the background, there are large, leafy trees under a soft, hazy sky. The overall style is impressionistic and romantic.

Wie still muss es werden, damit du dich selbst wieder hörst?

Sophie steckt fest – im Hamsterrad aus Studium und Leistung, in einem sterbenslangweiligen Praktikum. Dabei sind sich alle einig: Aus ihr wird mal was. Nur was, das weiß selbst Sophie nicht. Und so folgt sie einem Impuls und kauft per Klick im Internet für einen Spottbetrag ein altes, verfallenes Haus in der ostdeutschen Provinz. Doch die Renovierungsarbeiten stellen sich als schwieriger heraus als auf YouTube dargestellt. Und was macht man mit den langen Stunden der Stille zwischen den Tagen? Dort, wo nur weite Felder und flirrendes Licht sind, beginnt Sophie endlich, die Erwartungen anderer abzustreifen und sich zu fragen: Was will ich eigentlich? Und warum?

»Eine außergewöhnliche Geschichte über den Mut, auf die eigene Stimme zu hören und das Glück, sich selbst zu finden – poetisch, klug und inspirierend.«

INA BHATTER

pola.fühl ich.